Stadtleben

Objekttyp: Group

Zeitschrift: Saiten: Ostschweizer Kulturmagazin

Band (Jahr): 10 (2003)

Heft 116

PDF erstellt am: **04.06.2024**

Nutzungsbedingungen

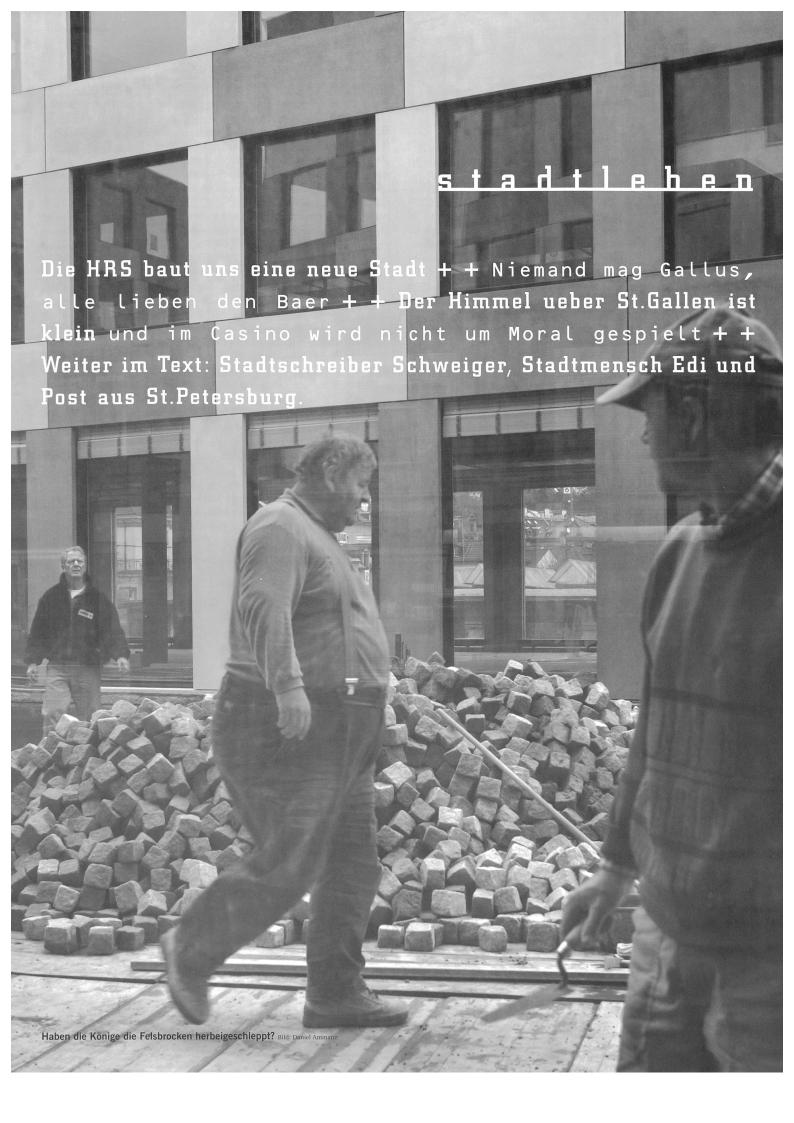
Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek* ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch



An ieder grösseren Stadtbaustelle prangen derzeit vor orangem Hintergrund drei Buchstaben: HRS. Wie der Kreuzlinger Generalunternehmer diese Dominanz erreichte, weshalb ihm die Behörden weiterhin die Türen öffnen und warum die Jahrtausendwende einst als HRS-Periode in die städtische Baugeschichte eingehen könnte, von Andreas Kneubühler

ie Stadt St.Gallen verändert ihr architektonisches Gesicht wie seit der Hochblite der Stickere inicht mehr. Waren es damals Bauten der Testilbarone, sind es heute Projekte des Kreuzlinger Generalunternehmers HRS, die das Stadtbild prägen.
Übetrrieben? Die Sightseeing-Tour beginnt im Westen: Kurz nach
Gossan, links, wo jetzt noch das T.CS-Gebäude steht, liegt das Celände, auf dem irgendwann das neue Fussballstadion mit Jelnoll und
Bkea gebaut werden soll. Rechts passiert man das Westeentee, einer der
grösseren Sündenfälle städtischer Verkehrsplanung. Bei der Einfahrt in
die Stadt St.Gallen kommt man am Neubau St.Cenohardstrasse mit
der unstrittenen Fassade von Bernhard Tagwerker vorbei. Der Spazieragni in der Innenstadt führt durch das anch Brüssochluss wie ausgestorbene Bleicheli-Quartier mit den Gebäuden der Raiffeisen-Bank.
Weiter stadtauswarts fahrt man am demnächst eröffneten Casino mit
dem Radisson-Hotel vorbei, rechts könnte man zur neuen Olma-Halle
7 abzweigen. – Und das sind nur einige der Bauten, die HRS in den
letzten Jahren in der Stadt St.Gallen realisierten. seit der Hochblüte der Stickerei nicht mehr. Waren es damals

Zur richtigen Zeit zur Stelle Wer aber sind HRS? An die Firmengründer erinnern nur noch die Initialen. Die Herren Hauser, Rutishauser und Sutter starteten anfangs der Sechzigerjahre in Kreuzlingen als Architekturbüro. Irgendwann

wurde daraus ein Generalunternehmer. HRS wuchs, zuerst nur in der Ostschweiz, seit einigen Jahren auch im Welschland. Türöfiner im Französischsprachigen Landesteil war Coop, die HRS für konkrete Proiekte engagerten. Diese Kooperation trägt weiterhin Früchte: HRS und Coop relaisieren in Neuenburg den 200 Mio. Franken teuren Komplex i.a. Maladiëre mit den neuen Xamax-Fussballstadion, sechs Sporthallen, einem Einkaufszentrum samt Parkhaus und einer Feuerwehr-Kaserne.
Letztes Jahr verbaute der Kreuzlinger Generalunternehmer mit seinen 100 Angestellten ein Volumen von 450 Mio. Franken. Niederlassungen gibt es in Sc. Gallen, Zürich, Frauenfeld, Based, Bern, Crissier, Fribourg, Vaduz, Konstanz und Dornbirn. Aufträge gabs auch von der Expo. Tätig ist HRS in der ganzen Schweiz – mit weiteren aktuellen Grossprojekten: In Aarau will HRS für 400 Mio. Franken den Mittellandparke mit Fussball- und Eisstadion realisieren. Zurück zu Sc.Gallen. Wie konnte HRS eine derartige Dominanz einwickeln? Zum einen war das Unternehmen zur richtigen? Zeit zur Stelle, als sich der Trend, Projekte von einem Generalunternehmen und nicht mehr von einem Architektwubrior cealisieren zu lassen, auch in der Ostschweiz durchsstrzte. Da verfüger HRS bereits über ein Netz von guten Kontakten zu den Behörden und über die nötigen Referenzobjekte, um durchstarten zu können. Erst in letzter Zeit gewinnt die Konkurrenz wieder an Boden. Die St. Galler Bauenginering AG baute für Kinokönig Franz A. Brüni den Cinedome und Allreal ist für den Erweiterungsbau des Polizieghsäudes zuständig.

Beliebt bei den Behörden
HRS stehen nicht geme im Rampenlicht. Im Pressearchiv sind keine
Porträts der Firma zu finden. Seit Rainer Sigrist - er ist heute zusammen mit Peter Koller Firmeneigentümer - Präsident des Verbandes der
Schweizer Generalunternehmer geworden ist, gibt er immerhin abu
zu ein Interview zur Situation in der Baubranche. Auch bei der Diskus-

sion um das St. Galler Fussballstadion halten sich HRS im Hintergrund.

«Für den politischen Teil sind Herr Hurni und die Stadion AG zuständig«, grenzt Christian Peter, Geschäftsführer von HRS St. Gallen, ab. Ein weiterer Grund für die Dominanz liegte bei der Komplexität der Bauverfahren. Wer auf Nummer sicher gehen will, wählt ein Unternehmen, das beeinst erfolgreich Proiekte realisiert ahr. Zudem wird heute unter grossem Druck gebaut. Vordemonstriert wurde dies bei der Casinn-Baustelle. Dort liess HRS bis spät am Abend umd regelmässig auch an Samstagen arbeiten. Die Baustelle war denn auch die enizige in St. Gallen, die von der Gibl bestreikt wurde, um die Frühpensionierungen durchzusetzen. «Wir verlegten den Streik extra auf einen Samstag, um auf die Ausweitung der Arbeitszeiten aufmerksam zu machen», erklärt GBI/Sekretär Ardeilo Murer. Eine derart beherschende Stellung könne nur mit sehr guten Kontakten zu den Behörden erreicht werden, lautet ein weiterer Erklärungsversuch für die grosse Präsenz der HRS-Baustellentafeln. Eine Nachfrage zeigt, dass der Kreuzlinger Generaluntermehmer bei den Behörden tarsächlich gut angeschrieben ist. Bei HRS wisse man, wie man sich in der Verwaltung bewegen müsse, erklärt Stadrplaner Mark Besselar. Und: -lm Gegensatz zu anderen wollen sie nicht mit dem Kopf durch die Wand.»

Grosser Player, wenig Kritik

In St-Gallen laufe fast nichts ohne HRS, erklärt ein Insider. Dem Generalunternehmer kommt dies zu guter. Aufträge werden immer wieder
unter Ausschluss der Konkurrenz vergeben. Beim Fussballstadion war
HRS von Anfang an mit dabei. Der Auftrag für die Olma-Halle wurde
direkt vergeben. Das Casino bassier auf dem zehn Jahre alten HRSProjekt für eine Altersresidenz, und beim Raiffeisen-Neubau hatte
HRS nur die Ausschreibung für die erste Enppe für sich entscheiden
müssen, die folgenden Aufträge wurden direkt erreilt.
Diese Dominan hinterfässt Spuren. Fragt man bei Architekten nach
ihrer Meinung zu HRS heisst es rasch: «Das ist heikel». Der Grund für

die Zurückhaltung liegt auf der Hand. Mit dem grössten Player auf dem Markt will es niemand verderben. Wer nicht mit HRS zusammenarbeiten kann, muss sich in einem immer enger werdenden Markt zurechtfinden und hat zu beissen. Dabei sind HRS flexibel und arbeiten je nach Projekt mit anderen Architekten zusammen, in letzer Zeit häufig mit Bruno Cleric, der den Wettbewerb für den ersten Raiffeisen-Bau zusammen mit Paul Knill gewonnen hatte. Clerici hat auch das neue Stadion entworfen. Dass HRS sich so stark entwickeln konnet, liege auch am Umfeld, erklär Paul Knill, Obmann der Ostschweizer Sektion des Bundes Schweizer Architekten (BSA). Er kritisiert, dass die Stadt bei Projekten, dies ein miffinanziere, nur wenig Einfluss nehmen: +HRS wird es teilweise auch einfach gemacht. • Ein Umdenlich sich sich sich sich sich sich sich wieder werden bei der Gestaltung mitreden – trotz millionenschweren Land-Geschenken.

Stadtplanung ohne Visionen

Die Kririk an einer kaum gesteuerten Stadtentwicklung hat sichkein Zufall- an einem HRS-Bau entzündet. Der Neubau St.Leonhardstrasse, bei dem HRS, SBB und Stadt zusammenarbeiterten und auch
einen Wettbewerb durchführten, ist der Anlass für eine Diskussion,
die längst fällig war - spätestens seit der Umgestaltung des BleicheliQuartiers. Die Frage ist einfach: Wer bestimmt eigentlich, wie die
Stadt St.Gallen in 20 Jahren aussehen soll – ein privates Generalunternehmen oder die Visionen der Stadtplaner? Skeptiker unken, die vielen
Neubauten um die Jahrtaussendwende in St.Gallen würden irgendwann als HRS-Periode in die Geschichte eingehen. Das würde allerdings voraussetzen, dass es einen HRS-Stil gäbe, doch den gibt es
nicht. Der Generalunterenhemr is sehr erfolgreich und für die Umsetzung von Bauprojekten zuständig. Gestaltet werden die Gebäude
aber von Architekten nach den Vorstellungen des jeweiligen Bauherren. •



EIN GENERALUNTERNEHMER BAUT EINE STADT.

SAITEN 11/03

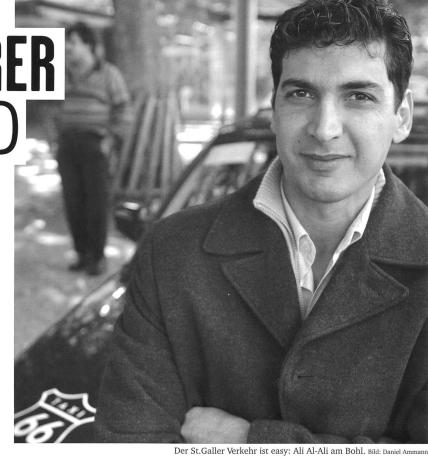
SAITEN 11/03

Der 33-jährige Iraker Ali Al-Ali wartet am Bohl im Taxi aus der Flotte «66» manchmal zwei Stunden auf einen Kunden. St.Gallen, sagt der gelernte Kunstmaler aus Bagdad, sei zwar nett, aber zu kalt und zu klein.

Die erste Begegnung war ein Reality Check nach einem irren Trip, natürlich in diesem Sommer, der seine Hitze auch in der Nacht nicht abstellen mochte und noch die letzten Landmenschen zu ruhelosen Nachtstadtgeschöpfen machte. Nach einem erquicklichen Züri-Abend trank der Schreiberling mit einer älteren Zufallsbekanntschaft aus dem Speise-26 wagen des letzten Zuges gen Osten noch einige Biere in der Glaskastenbar, um sich dann müde in ein Taxi zu setzen. Chillout war angesagt, doch die Frage an den Fahrer musste sein: «Where you from?» Die Antwort liess blitzartig das letzte Reservoir an Wachheit bemühen. Hier spielt das Weltgeschehen: Im St.Galler Taxi fährt einer aus Bagdad - Ali.

Zu wenig Himmel

Vier nüchterne Wochen später, am ersten Wintermontag, treffen wir uns am Taxistand neben der Rondelle. Ali Al-Ali hat einen Kumpel mitgebracht, der besser Deutsch spricht als er, aber mit dem typischen Schnauz «irakischer» aussieht: Akram Kanani, ebenfalls aus Bagdad und seit zehn Jahren in der Schweiz, wo er einen Job gefunden hat als Auto-Servicemann für Migrol im Rheinpark St.Margrethen. Ali ist froh, mit der C-Bewilligung als Taxifahrer in einer «immerhin sicheren Stelle» arbeiten zu können, nachdem er es ohne Papiere und ohne Arbeit «anfänglich sehr schwierig fand» in diesem Land. 1996 war er, damals 26-jährig, in die Schweiz geflüchtet, via Kreuzlingen und Schaffhausen landete er vor drei Jahren in St.Gallen, wo er seither mit seiner Frau Nadja Fuss zu fassen versucht. Sein Freund Akram hatte den Irak 1980 als kleiner Bub im Schlepptau der Familie verlassen und kam nach vielen Jahren im Iran als 19-jähriger in die Schweiz. Er hat hier eine neue Heimat gefunden, während Ali mit einer Auswanderung in die USA liebäugelt; seine Eltern und zwei Brüder leben in Chicago.



«Man sagte mir auf der amerikanischen Botschaft, dass ich als Single eine Chance hätte, aber nicht als verheirateter Mann.» In der Schweiz sieht er «zu wenig Himmel» und vor allem mag er die Berge nicht.

Alltäglicher Terror

Der Taxi-Job gibt nicht viel Gesprächstoff her, beim Kaffee im «Marktplätzli». Den hiesigen Verkehr bezeichnet Ali als «easy», «niemand hupt» - kein Vergleich mit Bagdad, nicht nur wegen der urbanen Dichte, sondern vielmehr aufgrund der Situationen, die er dort erlebt hat. Einmal überholte er einen Mercedes mit getönten Scheiben, worauf der Gas gab und bedrohlich neben ihm auffuhr. Als ihn die Insassen, «vermutlich Bodyguards von Saddam oder seinen Verwandten», mit Maschinenpistolen bedrohten, flüchtete er in panischer Angst in eine Seitengasse. Ein anderes Mal provozierte ihn ein Autofahrer, indem er am Lichtsignal bei Grün einfach stehen blieb. «Da musst du ruhig bleiben und warten, weil diese Leute nur darauf aus sind, dich zu terrorisieren.» Als Akram ein befremdendes Erlebnis mit der hiesigen Polizei erzählt - man ignorierte seine Aussagen beim Unfall seines Bruders -, relativieren die beiden Iraker sofort: «Die Schweizer Polizei ist sehr fair im Vergleich mit der irakischen unter Saddam. Wer dort einen Polizisten etwas fragt, läuft Gefahr, grundlos geschlagen zu werden. Nach dem Motto: Schlagen, dann fragen.»

Besuch in Bagdad

Ali und Akram sind glücklich über die Niederschlagung des verhassten Regimes. «Schlimmer wird's nie mehr.» Als er von den Einmarschplänen hörte, habe er «nicht geglaubt, dass es die Amerikaner ernst meinen», sagt Akram. «Es war wie ein Traum. Abgesehen von den Leuten, die direkt von ihm profitiert haben, sind alle froh, dass Saddam seine Macht verloren hat. Niemand hatte Freude an diesem System, die konnten machen, was sie wollten.» Alis Schwester und ihr Mann, die er dann und wann übers kostspielige Satellitentelefon erreicht, bestätigten dies. «Sie haben keine Arbeit und kein Geld. Eigentlich geht's ihnen schlecht, aber sie sind trotzdem glücklich, weil Saddam weg ist.» Al-Jazeera schauen sie nicht mehr, weil der ständig «alles schlecht macht im neuen Irak und nur Saddams Vorteile herausstreicht, das sieht aus wie von ihm gesponsort».

Für einen Besuch in ihrer Heimatstadt, die sie als grosse, weit ausgedehnte Stadt mit flachen Häusern und schönen Gärten beschreiben, vom Tigris «ähnlich getrennt wie Istanbul», lassen sie sich Zeit. «Wir haben jahrelang gewartet, jetzt können wir gut noch ein Jahr warten, bis der Weg weniger gefährlich ist und es wieder regelmässige Flüge gibt.»

Autos statt Kunst

Eigentlich ist Ali gelernter Kunstmaler. Stolz zeigt er sein 1994 erlangtes Diplom des Colle-

Die Befreiung des Iraks sei wie ein Traum gewesen, sagt Al-Ali.

GALLUS HAT EIN IMAGEPROBLEM

Der St.Galler Stadtpatron schafft keine Identiät mehr, allseits geschätzt wird lediglich sein Bär. Dabei wirft die Beschäftigung mit dem Missionar, der in einer Zeit lebte, als das Christentum alte Glaubensformen ablöste, spannende Fragen auf. von Peter Müller

Das Kantonsjubiläum 2003 zeigt es: Der heilige Gallus hat schon bessere Tage gesehen. Im Festumzug von 1953 schritt er noch rüstig mit, «entschlossen, den letzten Resten heidnischen Glaubens den Garaus zu machen», wie der Kommentator im Tagblatt schrieb. 50 Jahre später bekommt er keinen solchen Auftritt mehr. Dafür zeigt die neue St.Galler Kantonsgeschichte, was er in diesem Festumzug von 1953 war: Eine Figur der «kollektiven Identitätsbildung». Muss sich der Einsiedler im Steinachtal langsam nach einem Platz in einem Altersheim für traditionelle Identifikationsfiguren umsehen? Oder sollte er eher zu einem PR-Berater?

Erosion des Christentums

Als Namensgeber wird Gallus wohl noch lange präsent sein. Die Stadt St.Gallen, der Kanton St.Gallen und die Diözese St.Gallen werden ihren Namen kaum so schnell wechseln. Und so lange sich Touristen,

ge of Fine Arts an der Universität von Bagdad, mit allen benoteten Fächern von Komposition über Zeichentechnik und Skulptur bis zu den ominösen «Nationalist und Cultural Studies», die mit dem Kunststudium nichts zu tun hatten, sondern nichts anderes als Propaganda der Baath-Partei waren. Heute malt er nicht mehr, «keine Zeit und kein Geld fürs Material», höchstens mal ein Porträt für einen Freund. Wenn Ali nicht zuhause bleibt mit seiner Frau («Restaurants sind viel zu teuer»), geht er in seiner Freizeit meist mit Akram Autos anschauen - «wieviele PS, welche Zylinder, ABS, so was interessiert ihn», sagt der, «amerikanische Autos, oder deutsche, japanische, was gibt's Neues, du weisst schon.» Vom Ramadan, den die beiden Schiiten streng einhalten, um am Ende in der Zürcher Moschee zu feiern, über ihre Landsleute in St.Gallen («es gibt etwa fünfzig, allerdings sind die Unterschiede zwischen den Kulturen, Religionen und der Herkunft aus Stadt oder Land sehr unterschiedlich») gelangen wir wieder zum Taxifahren. Ali, dessen Chef ironischerweise Iraner ist («es war die Politik, die jenen Krieg machte»), spürt jeden Tag, dass er Ausländer ist: «Es gibt Leute, nicht viele, aber doch manche, die einen Bogen machen um unsere Taxis und lieber zu den schweizerischen Firmen gehen.» Das Gespräch nimmt eine unvermutete Wendung: «Sag mal», wollen die Iraker wissen, «hast du dich auch schon als Ausländer gefühlt, in den USA vielleicht...?» •

Historiker und Kunsthistoriker für St. Gallen interessieren, wird die Geschichte des Einsiedlers im Steinachtal lebendig bleiben - «Gallus» als die erfolgreichste Marke der St. Galler Geschichte sozusagen. Schwieriger wird es für den «Stadt- und Landespatron» Gallus. Wäre da nicht noch der Bär - so hat man den Eindruck - wäre Gallus vielen St.Gallerinnen und St.Gallern heute ziemlich gleichgültig. Einer der wichtigsten Gründe dafür liegt zweifellos in der Erosion des Christentums und der Erkenntnis, dass wir in einer globalen, multikulturellen Welt leben, in der grundsätzlich jede Kultur und Religion ihre Daseinsberechtigung hat. Ein Missionar, der «den letzten Resten heidnischen Aberglaubens den Garaus macht», stösst da nicht gerade auf Sympathie. Andererseits könnte genau das neue Zugänge zu Gallus und seiner Geschichte eröffnen. Denn die heutige Situation ist mit derjenigen im Frühmittelalter in wichtigen Punkten vergleichbar: Auch damals war die religiöse Landschaft in Bewegung. Auch damals gab es viele Leute, die in ihren religiösen und spirituellen Bedürfnissen auf unterschiedlichstes Glaubensgut zurückgriffen.

Optik der Fürstabtei

Vielleicht ist genau das der Punkt: Gallus ist noch immer zu sehr als «Glaubensbote» und «Landespatron» präsent. Diese Optik, an die sich übrigens auch die Historiker bis heute überwiegend halten, ist nicht falsch. In gewisser Weise beginnt die Geschichte unserer Region tatsächlich erst mit dem Kloster St.Gallen: Zwischen der Römerzeit und dem Frühmittelalter gibt es «dunkle Jahrhunderte», und das

Kloster St. Gallen wurde zu einer der wichtigsten geschichts- und

kulturbildenden Kräfte der Ostschweiz. Vor diesem Hintergrund ist es sogar nachvollziehbar, dass über die Frage, ob Gallus ein Ire war oder aus den Vogesen stammte, harte wissenschaftliche Diskussionen geführt werden können. Vollständig ist das Bild damit aber nicht – und nicht zeitgemäss. Wo steht Gallus z.B. im damaligen historischen Horizont? Was war er für ein Mensch? Und wie vermittelte er seine Botschaft? Über solche Dinge ist im kollektiven Geschichtsbild und in der Literatur recht wenig präsent. Wie spannend sie wären, zeigen Gespräche mit Fachleuten. Der St. Galler Kirchenhistoriker Franz Xaver Bischof hält es z.B. für sehr gut möglich, dass es in der Ostschweiz damals noch andere Missionare gegeben hat - nur wissen wir nichts mehr von ihnen. Und der Berner Ethnologe Kurt Derungs glaubt nicht, dass Gallus einfach in eine «Einöde» zog. Die Lebensbeschreibungen des Heiligen bieten ihm dafür eine Reihe von Hinweisen. Noch spannender wird's, wenn man sich der vorchristlichen Ostschweiz zuwendet. Auch wenn sich die «Kellergewölbe» der Religionsgeschichte schlecht zur Bewältigung eines Lebens im 21. Jahrhundert eignen, so ist eine Beschäftigung damit dennoch in hohem Masse interessant und anregend. Auch der Kanton St. Gallen hat hier einiges zu bieten: von den Hügelgräbern in Eschenbach über den eisenzeitlichen Brandopferplatz auf dem Ochsenberg bei Wartau bis zum römischen Tempel in Kempraten. Zum Verständnis des Menschen als «homo religiosus» tragen sie auf ihre Weise nicht weniger bei als die Kathe-

Podium zur Ostschweiz «vor Gallus»

Eine Einführung für Interessierte in die vorchristliche Ostschweiz. Unter der Leitung von Daniel Klingenberg diskutieren Regula Steinhauser (Kantonsarchäologie St.Gallen), Kurt Derungs (Ethnologe, Bern) und Peter Müller (Historiker, St.Gallen). 4. November, 19.30 Uhr, Katharinensaal St.Gallen

drale St.Gallen.



MUSEUM IM LAGERHAUS

Stiftung für schweiz. naive Kunst und art brut Davidstrasse 44, CH-9000 St.Gallen Tel. 071 223 58 57 / Fax 071 223 58 12 E-Mail: museumlagerhaus@bluewin.ch

17. November 2003 - 2. Februar 2004

Sammlung Jean-David Mermod/ Philippe Eternod, Lausanne

Art Brut und Aussenseiterkunst

17. November, 18.30 Vernissage

Öffnungszeiten:

Dienstag - Sonntag, 14-17 Uhr

Katharinen St.Gallen

André Büchi

Ausstellung 1. Nov. 03 - 23. Nov. 03 Mi - So 15.00 - 18.00

«Die Arbeiten von André Büchi sind ein Angebot, sein eigenes Erleben mit dem eines Gegenübers in Verbindung zu bringen. In diesem Sinne ist moderne Kunst immer banal.»

Patronat: Stadt St.Gallen

thurgauische kunstgesellschaft

thurgauische kunstgesellschaft kunstraum kreuzlingen bodanstrasse 7a tel 0041-71 677 10 38 deutlicher will ich es dir noch nicht sagen

videoinstallation von babak saed kuratiert von stephan geiger, m.a. konstanz/bonn 8. november bis 21. dezember 2003

vernissage

mit stephan geiger, kunsthistoriker, konstanz/bonn freitag, 7. november um 19.30 uhr

brot und wein

mit weiteren werkbeispielen anschliessend: der künstler im gespräch mit stephan geiger, kunsthistoriker, konstanz/bonn sonntag, 30. november um 11.00 uhr

> geöffnet: donnerstag und freitag 17 bis 20 uhr samstag 13 bis 17 uhr sonntag 11 bis 17 uhr

stadtscheresihwerger

DIE OSTSCHWEIZER LAND- UND MILCHWIRTSCHAFTSAUSSTELLUNG – UND DAS THEATER

Vor genau 10 Jahren und 10 Monaten bin ich nach St.Gallen gekommen. Ich habe damals eine Einzimmerwohnung in der Innenstadt gemietet und erwartet, die mir nur von kurzen Besuchen her bekannte Stadt nach ein oder zwei Jahren wieder zu verlassen. Es gab in meinem Kopf eine Reihe von Bildern oder Wörtern oder Erwartungen, die sich mit dem neuen Ort verbanden, eines davon war (das dürfte ich zwar jetzt nicht mehr mit Sicherheit behaupten, denn die Zeit dazwischen hat natürlich mythenbildend auf mich gewirkt) das Wort OLMA. Ich wusste irgendwie von dieser Messe, aber da Zürich auch eine hat und Basel eine berühmtere, und es in Wien, meiner Heimatstadt, sowohl ein Messegelände als auch Messehallen gab, war mir die St.Galler Variante in keiner Weise aufgefallen. Das mag vor allem damit zusammenhängen, dass ich keinen der aufgezählten Anlässe je besucht hatte - ich wollte nichts kaufen, empfand keine Verlockung bei der Anpreisung von Waren, die ich mit meinem Alltagsleben nicht zusammenzubringen verstand, und hatte vor allem auch nie Lust auf eine damit wie immer verbundene Lustbarkeit oder

Während ich diese Zeilen schreibe, tönt die Musik der Verpflegungszelte und Rummelplätze in meinen Arbeitsraum herauf, und ich fürchte, dass dann, wenn diese Zeilen gedruckt erscheinen, ich wieder einmal eine Chance verpasst haben werde, einen speziellen Aspekt des Lebens in St.Gallen mit neugieriger Ausführlichkeit kennengelernt zu haben. Warum das so ist, hängt mit vielem zusammen. Ich glaube nicht, dass es einfach Ignoranz ist, vielleicht ist es sogar eher Schüchternheit. Eine Hemmung, die mich Menschen gegenüber befällt, die ganz offensichtlich andere Neigungen haben wie ich – und deren Freude daran ich nicht teilen kann, aber vor allem auch nicht stören will.

Dabei reizt es mich durchaus immer noch und auch immer wieder einmal, wenigstens ein wenig dazuzugehören. Ich habe bereits zweimal eine Auszeichnung durch eine St.Galler Zeitung erfahren, die ich in materieller Form durch den Verzehr von einer oder zwei Bratwürsten im OLMA-Gelände einlösen hätte können. Mit Sicherheit in Anwesenheit vieler anderer ebenso Ausgezeichneter, die aber auf ganz anderen Gebieten wie ich das Jahr hindurch brilliert haben und damit ebenfalls für die Stadt eine besondere Bereicherung gewesen sein müssen. Aber immer knapp vor dem Gang zum Honoratoren-Bratrost verliess mich der Mut und ich kehrte um, oder es war eben gerade eine wichtige Arbeit zu erledigen und ich fing gar nicht zu gehen an, oder ich vergass einfach den Termin.



Ich komme damit zur Beschreibung einer Spaltung meiner Empfindungen, die sich gewissermassen objektiv im Verhältnis der Messe und des Theaterbetriebes zur Zeit der OLMA zeigen lässt: Wir spielen in dieser Zeit kaum. Und wenn, dann sind selbst die grössten Renner der jeweiligen Saison (sei es «Zauberflöte» oder «Jesus Christ Superstar) nicht mehr ausverkauft. Wir legen in diese Zeit wenn immer möglich eine Endprobenphase und hoffen, dass sich wenigstens an der daran anschliessenden Premiere wieder genügend nüchterne Menschen einfinden. Nüchtern meine ich nicht allein befreit vom Alkohol, sondern auch bereit zu einer Konzentration, die die Künste bei aller Attraktivität, die sie haben und einsetzen, zu ihrer Einvernahme brauchen und die die Menschen brauchen, die sich dem Vergnügen, der Erhellung oder der Überwältigung durch die Künste aussetzen wollen. Dann beginnt auch im gesellschaftlichen Leben wieder eine Kommunikationsform, in der ich nicht einfach nur zuschaue und tapfer behaupte, es mache mir schon auch Vergnügen, sondern eine, die mir vertraut ist. Bei der ich selbst bei Momenten des sich gegenseitigen Missverstehens nicht hilflos werde oder verstumme.

Wahrscheinlich geht es den meisten OLMA-Besuchern im Gegenzug mit dem Theater ebenso. Und obwohl mich das schmerzt, muss ich akzeptieren, dass St.Gallen zwar wie jede grössere Stadt durchaus viele, sich mehr oder weniger überschneidende Interessenssphären hat – aber in diesem Fall wie ein Dorf funktioniert.

Peter Schweiger, 1939, leitet zur Zeit seine letzte Saison als Schauspieldirektor am Theater St.Gallen, ehe er im Sommer die Stadt verlassen wird. Mit diesem Text eröffnet er die neue Saitenkolumne «Stadtschreiber», in der inskünftig Leute, welche neu nach St.Gallen gezogen sind oder planen, die Stadt zu verlassen, während sechs Monaten aus ihrer persönlichen Sicht und Situation das Stadtleben beschreiben.



KEINE FRAGEN DER MORAL

Bild: Daniel Ammann

Hoch lebe unser Wirtschaftsstandort: Am 27. November wird in St.Gallen ein Spielkasino eröffnet. Stadtgespräch mit Benno Schneider, St.Galler Anwalt, CVP- Politiker und Präsident der Eidgenössischen Spielbankenkommission (ESBK) zum Glücksspiel und seinen sozialen Folgen. von Etrit Hasler

Herr Schneider, Sie waren bei der Schaffung des Spielbankengesetzes von Beginn weg mit dabei und in allen Kommissionen präsent. Sind die Kasinos ihre Babies?

Überhaupt nicht. Das Glücksspiel um Geld ist ein Phänomen, das die Menschheit von alters her begleitet. Meine Arbeit war und ist bloss ein Beitrag dazu, dass die Materie vernünftig geregelt ist und die Spielbanken klug und effizient überwacht werden.

Und mit dem Resultat sind sie zufrieden?

Das erarbeitete Gesetz ist ein gutes Gesetz, das sich im Grossen und Ganzen bewährt hat. Und die Spielbankenkommission, die ich jetzt präsidiere, kann ihre Funktion als Aufsichtsbehörde wirksam und nachhaltig wahrnehmen.

Ein Kriterium für die Lizenzvergabe war die mögliche Förderung des Tourismus, weshalb eine grosse Zahl der Kasinos auch in Randregionen vergeben wurde. Funktioniert diese Förderung nun?

Die Tourismuskreise haben sich während der ganzen Diskussion stark dafür eingesetzt, dass Spielbanken in Ferienorte gelegt werden, um den Tourismus zu fördern. Ich persönlich stand dem immer skeptisch gegenüber. Heute stellt man fest, dass die Kasinos in Berggebieten, mit Ausnahme von Crans-Montana, Ertragsprobleme haben. Arosa etwa musste die Lizenz entzogen werden, weil die gesetzlichen Auflagen

nicht mehr erfüllt waren. Die Betreiber und die Behörden haben die Möglichkeiten der Spielbanken als Publikumsmagnete im Tourismus überschätzt. Es ist nicht auszuschliessen, dass auch noch andere Kasinos in diesen Gebieten ihren Betrieb einstellen müssen.

Haben sie schon eine Prognose für St. Gallen?

St. Gallen hat gute Chancen. Alle Kasinos in Ballungsgebieten rentieren bis jetzt. Ich sehe keine Grund, weshalb dies nicht auch für St. Gallen zutreffen sollte.

Apropos Rendite. Was hat der Staat von den Kasinos?

Die Einnahmen aus den mit 50 bis 80 Prozent besteuerten Bruttospielerträgen fliessen bei den A-Kasinos wie St.Gallen direkt in den AHV-Fonds. Bei den B-Kasinos wie in Bad Ragaz fliessen nur 60% der Erträge in den AHV-Fonds, der Rest geht an die Kantone. Bei der Aufhebung des Spielbankenverbots war klar, dass die Einnahmen aus dem Spielbankengeschäft zu einem wesentlichen Teil der Allgemeinheit zu Gute kommen sollten, wie dies schon beim anderen Zweig der Glücksspielbranche, den Lotterien, seit jeher zutrifft.

Geld an die Allgemeinheit für die sozialen Folgen der Kasinos? Man nimmt ja in Kauf, dass die Anzahl der Spielsüchtigen steigen wird. Die Spielsucht ist tatsächlich ein echtes Problem. Die Situation ist gegenüber früher aber eher verbessert. Denn die Kasinos sind verpflichtet, auf eigene Kosten Sozialkonzepte zu realisieren. Auch das Lotteriespiel kann übrigens süchtig machen, aber es ist die rasche Aufeinanderfolge von Einsätzen, welche die Gefahr im Kasino erhöht.

Und die Einsätze sind viel höher.

Das ist so. Bei den A-Kasinos sind die Tischlimiten unbegrenzt. Die Spielsucht und ihre Folgen waren aber nicht der Grund für die Besteuerung der Einnahmen, sonst müsste man diese Millionen ja aktiv gegen die Sucht einsetzen. Die Idee war vielmehr, dass wir das

30

Spielen an sich tolerieren müssen; wer spielt, soll aber mit seinen Verlusten wenigstens nicht nur private Taschen füllen.

Das ist eine spannende moralische Frage. Der Staat ermöglicht also dem Menschen, in einem bestimmten Rahmen Böses zu tun, sprich einer Versuchung nachzugeben. Wie sehen sie das als überzeugter Christ?

(Lacht) Nüchtern beurteilt ist es so, dass erstens das Glücksspiel um Geld nicht an sich böse ist und zweitens vom Staat nicht aktiv gefördert wird. Es entspricht aber offenbar einem Bedürfnis. Bisher folgte die Schweiz einer Verbotsstrategie, und dies mit zweifelhaftem Erfolg. Dieser bestand nämlich darin, dass es viele schwarze Glücksspielzirkel gab und die Geldspielautomaten unkontrolliert landauf landab zunahmen. Der Gesetzgeber hat sich deshalb für einen Strategiewechsel entschieden: Lieber das Glücksspiel in geregelte Bahnen lenken als am Verbot festhalten. Dabei spielte sicher mit, dass der Staat dann auch von den Erträgen profitieren kann. Der Strategiewechsel ist aus Vernunft und Zweckmässigkeitsüberlegungen entstanden und hat nichts mit Moral oder Ethik zu tun.

Das klingt für mich sehr ähnlich wie bei drogenpolitischen Debatten. Von den Befürworten einer Legalisierung wird in der Cannabisfrage ähnlich argumentiert.

Es geht sicher um ähnliche Probleme. Gerade bei Genussmitteln, welche auch Sucht verursachen können, stehen wir immer vor der Frage, welche Strategie besser sei, die Verbots- oder die Legalisierungsstrategie. Dies ist von Fall zu Fall zu beurteilen.

Gerade bei den Genussmitteln wird diese Beurteilung aber zu einer moralischen Frage.

Wir befinden uns hier nicht im Bereich des Moralischen, sondern im Bereich der Zweckmässigkeit. Ich bin überall dort für eine Legalisierung, wo sie letztlich für das Gemeinwohl zweckmässiger ist. Wenn ich die Schäden geringer halten kann, indem ich etwas legalisiere, so ist dies der bessere Weg, als wenn ich es aus moralischem Eifer und in der Hoffnung auf eine präventive Wirkung weiter in der Illegalität halte.

Jetzt antworten Sie aber als Jurist.

Als Jurist muss ich den Politiker darauf hinweisen, was für Effekte die beiden verschiedenen Strategien haben. Wobei die Juristen nur das technisch Richtige formulieren können. Damit sich in der Politik ein überlegter Entscheid herauskristallisiert, müssen auch Fachleute aus dem Gesundheitswesen, also Sozialpsychologen und Mediziner beispielsweise, und Spezialisten des Vollzugs ihre Meinung einbringen können. Ich persönlich denke, es gibt gerade in der Drogenpolitik gute Gründe, gewisse Dinge weiterhin zu verbieten. Es gibt aber auch gute Gründe, gewisse Dinge zu erlauben.

Genau wie beim Glücksspiel auch. Glauben sie, dass mit dem Spielbankengesetz die Situation auch für andere Formen von Glücksspiel aufgeweicht wird? Ich denke da beispielsweise an die Tactilo-Geräte in der Westschweiz.

Tactilo-Geräte sind Lotterie-Automaten und unterstehen deshalb nicht dem Spielbankengesetz, sondern dem Lotteriegesetz. – Lotterie-Automaten können dem Spieler aber punkto Spielrhythmus, Gewinnanreiz und Verlustrisiko genau gleich entgegentreten wie jene Geldspielautomaten, die das Spielbankengesetz endlich und richtigerweise in die Spielbanken gezwungen hat, mit dem Ziel, Suchtprävention einigermassen gezielt betreiben zu können. Der Gesetzgeber muss deshalb nach meinem Dafürhalten solche Lotterieautomaten entweder verbieten oder sie ebenfalls in die Spielbanken zwingen und dem Spielbankengesetz unterstellen. Sonst würde es tatsächlich zu der in Ihrer Frage erwähnten Aufweichung kommen.

EDI **UND DIE GUTE LAUNE**

von Daniel Klingenberg

Vor elf Jahre begann er im Hörnli. Gut, da waren irgendwann noch zwei Jahre bei der Konkurrenz. Aber sonst: Immer Hörnli-Atmosphäre. Er gehört zum Hörnli und das Hörnli gehört zu ihm. Beide ein bisschen speziell. Ins Hörnlikann man von der Neugasse oder vom Marktplatz her. Spezialitäten: Grosses Bierangebot, Knöpfli und Hörnli. Es hat zwei Stockwerke mit unterschiedlichem Publikum.



Irgendwo findet man ihn. Wenn er nicht gerade bedient, lehnt er an der Theke. Lächelt heiter, verbreitet gute Laune, beobachtet. Das ist Edi, Taufname Edmund, Grenzgänger aus Hard in Vorarlberg, 46 Jahre alt, dienstältester Kellner im Hörnli.

Im Hörnli gibt es viel zu sehen. Zum Beispiel dunkles Täfer mit Stichen vom alten St. Gallen. Eine Telefonkabine ohne Telefon. Oder auch Zeitungen mit rotem Stempel: «Eigentum Rest. Hörnli Diebstahl wird verzeigt». Oder auch Jagdszenen im Gasthaus: Wie damals, als ein merkwürdiger Gast seine Begleiterin laut und unflätig beschimpfte. O-Ton Edi: «Der is komisch, des riech i.» Der Gast wurde lauter und lauter. Die Herren am Nebentisch beschlossen, Kavaliere zu spielen. Sie machten Anstalten handgreiflich zu werden, worauf der Damenbeschimpfer floh. Treppab. Dicht hinter ihm ein faustschwingender Kavalier. Unten angekommen stürmten sie ins Parterre, vorbei an staunenden Gästen. Und dann die andere Treppe hinauf. Rundlauf für in Rage geratene Mannen! «Das mindestens fünf Mal!», lacht Edi los. Und steckt mit seinem Lachen an.

Aber das ist nicht Alltag. Der ist streng und oft unspektakulär. Edi liebt seine Arbeit. Er kann im Hörnli sehr selbständig arbeiten. Dazu schätzt er den Umgang mit den Gästen. Denn das ist das Faszinierende an seinem Beruf: Man lernt die Menschen wie kaum sonstwo kennen. Manche sind Stammgäste, die schon 20 oder 30 Jahre ins Hörnli kommen. Daraus haben sich Freundschaften ergeben. Viele Gespräche auch, in denen neben kellnerischem Geschick vor allem sein Gespür für das seelische Befinden des Gastes gefragt ist. «Wenn jemand schlecht drauf ist, gehe ich hin und rede mit ihm. Denn einfach Essen und Trinken hinstellen genügt nicht», sagt Edi. Seine positive Grundstimmung ist für die Gäste spürbar. Sie schätzen es. «Der St. Galler ist ein liebenswerter, aber manchmal auch ein rüder Typ», zieht Edi seinerseits Bilanz. Sagt's, wiegt den Kopf, blickt verschmitzt, und lacht los.

Mit der Hörnli-Atmosphäre ist bald Schluss. «Ein Stück St. Gallen weniger», sagt Edi. Er wird voraussichtlich nicht mehr in St. Gallen arbeiten, auch wenn für ihn gilt: «Sag niemals Nie!» Seit zwei Jahren habe man um den Verkauf des Hörnli gewusst und sich darauf eingestellt. Stellen im Gastgewerbe habe es genug. Langweilig wird es Edi sowieso nicht. Er malt Aquarelle und sammelt alte Bücher. Was er als nächstes lese? Edi überlegt, beginnt dann zu lachen: «Alte Erde, wohin?», ein Buch über die Zukunft der Menschheit. Oder heisst der Titel: Altes Hörnli, wohin?

Mitte Oktober hat die Baba International AG das Hörnli gekauft. Nicht verpassen: Am 23. Dezember ist «**Uustrinkete**» im Restaurant Hörnli.

Peter Surber, 1957, ist Kulturredaktor beim St.Galler Tagblatt und hat einst Slavistik studiert. Diesen Herbst war er auf Bildungsreise in Moskau und St.Petersburg.

NACHRICHTEN VON MACLENIN

ussland ist gross, aber die russischen Schalter sind klein. Am Bierkiosk, in der Metro, der Bahn, an den Theaterkassen, überall winzige Schiebefensterchen. Sie zwingen den Bitrsteller, den Rücken krumm zu machen, um dann untertänig seinen Wunsch an die kaum sichtbare, allmächtige Ludmila, Tatjana oder Olga hinter der Scheibe zu richten. Wo er im besten Fall auf Sympathie und im schlechten auf blanken Hohn stösst. Mit Bier klappts noch, und spott-billig. Mit Bahninformationen wird's schon schwieriger, natürlich ist daran weder Ludmila noch Tatjana schuld, sondern meine mangelhafte Sprachbeherrschung. Die Erfahrung, schmerzhaft und unwillkommen, eines frohgemuten Schweizers mit gut abgelagerten Russischenntnissen: In Situationen wie diesen probiert mans besser erst mal auf Englisch. Gebrochene Sätze in der Landessprache wirken am Schalter weder originell noch pittoresk oder charmant, sondern bloss lästig. Immerhin: Nach der ersten Woche Sprachkurs besserts.

32

vchod und vychod Verloren, wer die Schrift nicht fliessend liest. In der vchod und vychod Verloren, wer die Schrift nicht fliessend liest. In der Metro, in den palastartigen Stationen der Moskauer und der Petersburger 'Metropolitain, sind die Tafeln aus schliesslich kyrillisch, Elementar: die Unterscheidung zwischen vchod (Elingang), vychod (Ausgang) und perechod (Übergang). Die Züge sind überfüllt, jederzeit und am schlimmsten morgens zum etschas pik, der Stosseit. Erstaunlich, dass mich da im Gedränge im Zug eine junge Frau hinter mit anspricht, mich etwas fragt, rur verstehe iche snicht. Meint sie mich, oder verwechselt sie mich? Die Anrede, kapiere ich schliesslich, war nicht persönlich, sondern praktisch: Ob ich an der nächsten Station aussteige. In den folgenden Tagen höre ich die Frage noch oft, sie ist Teil der Überlebensstrategie der Metro-Pendler: Rein in den Wagen zu gelangen ist das eine, aber rechtzeitig wieder hinaus zu kommen, will organisiert sein. Grossstadt, schreibt sich der Kleinstädter ins Notizbuch, heisst Masse. Wo einer hinwill, sind

stets alle anderen auch schon oder unterwegs dahin oder auf dem Weg von dort weg. Die Plätze und Trottoirs, vor allem um die Metrosotationen, sind permanent voll, als fande dort gerade eine Demo statt. Es ist in gewissem Sinn auch eine: die friedliche Demo derjenigen, die auf der Gasse in Biet trinken, weil zuhause kaum Platz ist und fürs Restaurant das Geld fehlt. Grossstadt, notiert sich der Kleinstädter nebenbei weiter, ist auch ladenöffnungszeitenfreie Zone. Eine Lust.

sich der Kleinstädere nebenbei weiter, ist auch ladenöffnungszeitenfreie Zone. Eine Lust.

Rasputin als Joker

Leningrad heists neu wieder St. Petersburg und wie seit
jeher liebevoll "Piter. Eine Woche in Moskau, zwei

Wochen in Piter, der 300jährigen Zarenstadt, die sich
auch 'Nemedig des Nordens nennt, das ist eine Zeitreise
in die absolutistische Vergangenheit und die postkommunistische Zukunft.
Das obligate TShirr-Mitbringsel, knallrot. Darauf steht
in grossen Lettern -CCCP- samt Hammer und Sichel, auf
dem Rücken die ehemalige sowjetische Hymne. Es gibt
andere Leibehen mit 'MacLonalds der Welt steht,
am prächtig hergerichteten Puschkin-Platz. Das Sujet,
die Verhallborumg Lenins, ist mit dann doch zu respektlos, vor allem wegen des Spruchs auf dem Rücken: "The
geme is over-. Die Verkäufern lässt mit sich reden, sie
bietet wahlweise Kreml-Zwiebel-Türme, St. Petersburger
Brückenzuber oder Sowjetnostaglie. 'CCCP' gibt es
nach einigem Feilschen für 200 start 300 Rubel, es lebe
der freie Mark.
Souvenirs sind nicht geringzuschätzen, symbolisch. Mei
anderes Mitbringsel ist ein Jasskarten-Spiel mit der
Zarendynastie der Romanow als Könige, Damen und
Buhen. Peter der Grosse ist Kreuzkönig, Kaharina die
Grosse regiert als Karodame, und die Joker sind Rasputin, zwielichtiger Berater des letzten, 1718 erschossenen
Zaren Nikolai II. (Herzkönig), und Peters erster Kanzler
Alexander Menschikov, der in Petersburg den stobzesten



Palast hatte. Heute ist er eine Dependance des Ermitage-Museums, wie fast alle dieser Prachtsbauten, denne net-weder ein Nachleben als Museum oder als Bank blüht. Mit dem Erbe des Zarismus macht Russland und allen voran St.Petersburg heute sein ökonomisches und touri-stisches Geschäft. Mit dem Erbe des Kommunismus macht das Land kein Geschäft, sondern T-Shirt-Witze. Die verblichene Sowjetunion ist nicht fremdenverkehrs-tauglich. Beweis: die Uliza Lenina.

rauglich. Beweis: die Uliza Lenina.

Revolution im Hinterhof
Im ehemaligen Leningrad - so hiess die Stadt vom 27.
Januar 1924 an, eine Woche nach Lenins Tod, bis zur
Rücktaule 1991 - wird die Erimerung an Lenin wohl
noch lebendig sein, denkt sich der Russland-Neuling.
Auf die Uliza Lenina stosse ich dann aber doch unvorsätzlich, zufällig, Abschweifend vom Park, durch einen improvisierten Markt- wie an jeder Ecke: Bier- und Blumenkioske, Handyshops und Schuhläden - in zunehmenkoske Handyshops und Schuhläden - in zunehmend unrenoviertere Strassen. An einer Stelle, wo Fotografteren schon penikh ist, wei man sich einbildet, als
Voyeur des Zerfalls ertappt zu werden, plötzlich das
Schild. Leninsrasse 1. Ein Traflo-Häuschen, abbläterend.
Es folgen stadtauswärts verblichene Jugendstil-Schönneiten, einmal eine Marmortafel zur Erinnerung an Vladimit Iljitsch, soweit noch lesbar, dann bröcklige Fassaden vor schmuddigen Hinterhöfen, bis die Strasse
irgendwo in der Industrie ausfranst.
Lenin lebt – im Politisch-Historischen Museum Russlands, vormals Museum der Oktoberrevolution. Hier ist
die Zeit stehengeblieben, hier organisierte Lenin die



Revolution, der Tisch, die Zeitungen, die Schreibmaschine, die Karte Russlands an der Wand, alles ist unverändert, samt dem Balkon, von dem aus er seine legendaren Reden hielt. Touristen: null. Die Außichtsdamen achten pingelig darauf, dass der Besucher den Rundgang in der korrekten Reihenfolge, immer im Uhrziegersinn, absolviert und keine der Stationen auslässt. Unten am Eingang galt es, Plastischelihger über die Schuhe zu ziehen, dem Parkett zuliebe. Grabesstille.

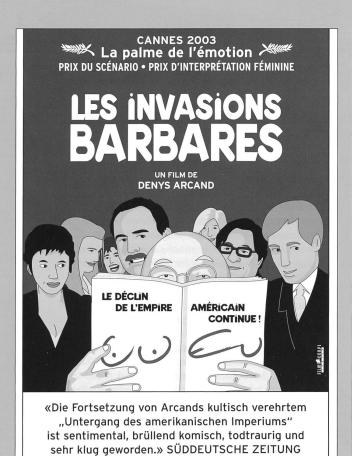
Eingang galt es, Plastikschlüpfer über die Schuhe zu ziehene, dem Parket zullebe. Grabesstille.

Mit dem Zar in die Zukunft
In der Ermitage, dem Winterpalast der Zaren, geht es
dagegen lärmig zu und her. Tausende werden hier Tag
für Tag in Gruppen durchgeschleust. Nicht nur die
Masse der Kunstwerke, schon der Prunk des Palasts
stellt alles in den Schatten. Heute erobert sich das Volk
die Paliste auf seine Art zurück. dei proletarische Revolution findet als Massentourismus statt, ideologiefrei.
Nachher schubsen sich die gleichen Massen durch die
einschlägigen Karhedralen. Und am Abend trifft man
sich zum Beispeig im Palast der Bjelosseksii; einem weiteren Prunkbau am Newskij-Prospekt, wo eine
Revug geboten wird. *Festliches Petersburg. Prunksäle,
Barockkostüme, höfische Tänze... halbwegs authentisch. Ganz authentsisch ist der Mann drinnen im Innenhof. Dort ist der Putz ab, Gerümpel stapelt sich von
einem kürzlichen Umbau. Der Mann stochert darin
herum und sucht sich ein paar noch brauchbare Latten
zusammen. Hinter der Prunkfassach enutge Nagar zeal,
traumartig wie die Goldkuppelkirchen, die aus dem
Nichts auftauchen, überall. Und Russlands Zukunft ist
glänzend. In Moskau, auf der Fassade des vor dem
Umbau steinenden Hotels Moskva, am teuersten Platz
der Stadt zwischen Kreml, Bolschoi und Manegenplatz,
prangt ein hundert Meter langes Transparent. BMW
zeigt sein neues Luxusauto, darüber der Slogan: *So
sieht die Zukunft aus.**

O



SAITEN 11/13 SAITEN 11/03





19. november grosser tonhallesaal st.gallen

konzertbeginn 20.00 uhr vorverkauf: musik hug, telefon: 071.228.66.00 reservation: liederabend@gmx.ch

